

von Wurzeln zusammengestellt, welche die Wirkung der Schallnachahmung bei der Wortbildung nachweisen. Vergl. auch R. Patzig, *Über die Entstehung der Sprache*, Programm der Realschule Glauchau 1895, besonders S. 20 ff. Dasselbe hat Polle in seinem interessanten Buche »Wie denkt das Volk über die Sprache?« (Leipz. 1899, S. 47—62) für die Bildung der deutschen Wörter zu beweisen unternommen. Dagegen Pott hat sich sehr zurückhaltend über diese Hypothese geäußert, während andere Gelehrte wie Max Müller und L. Geiger sie geradezu verwarfen (Vgl. R. Meringer, *Indogerman. Sprachwiss.*, Leipzig 1897, Sammlung Göschen No. 59, S. 48 ff.).

III. Der dritte Teil des Gespräches (427 E. — 440 E.)

Socrates selbst verdächtigt seine eben erst vorgetragenen Ansichten als zweifelhaft und unsicher, indem er sagt, sie gäben nur seine Vorstellung wieder, um den Kratylus nochmals zum Aussprechen seines einseitigen Prinzips der naturnotwendigen Richtigkeit der Wörter zu veranlassen und dessen Ansicht um so nachdrücklicher bekämpfen oder berichtigen zu können. Dies geschieht in einer aufsteigenden Stufenfolge der einzelnen Abschnitte (vergl. Benfey S. 293). Unter Benützung der gewonnenen Ergebnisse wird als Zweck der Wörter nochmals hingestellt, dass sie die Mitteilung vermitteln, objektiv über das Wesen und die Natur der Dinge belehren sollen (428 E). Gegen das aus dem Vergleiche der Namengebung mit der Malerei sich ergebende Resultat, dass, wie die Maler, so auch die Gesetzgeber bessere und schlechtere Werke, hier also Worte, schaffen, polemisiert Kratylus in seiner bekannten sophistischen Manier, indem er allen wirklichen Benennungen in seinem Sinne Richtigkeit zuspricht, dagegen die Unmöglichkeit einer falschen Aussage behauptet, da das, was jemand aussage, eben als Gesagtes doch auch etwas Seiendes sei und nur das Nichtseiende falsch sei (429). So kehrt er zu seiner schon erwähnten Behauptung zurück, dass die falsche Aussage keine Sprache, sondern nur ein Geklapper nichtssagender Töne sei (430 A). Schon hier deutet Socrates an, dass eine Ausgleichung der einander widersprechenden einseitigen Prinzipien stattfinden werde und wendet sich nunmehr wieder zur phonetischen Seite der Sprache. Er zeigt, indem er wiederum die Namengebung mit der Malerei vergleicht, dass es entsprechend der mehr oder minder gelungenen Nachahmung besser und schlechter gebildete Benennungen und daher auch Sätze, die ja doch die Verbindung (vgl. dagegen oben S. 6) dieser beiden seien, gebe (— 431 D). Die Forderung des Kratylus, dass ein Wort, um richtig zu sein, sowohl lautlich als auch etymologisch seinen begrifflichen Inhalt wiedergeben müsse, führt zu der wichtigen Scheidung der Kategorien Qualität und Quantität. Denn während diese, die durch jedes Mehr oder Minder wesentlich geändert werde, — wie es z. B. bei den Zahlen der Fall sei — ein Verhältnis vollständiger Gleichheit fordere, könne bei jener nur von Nachahmung und Ähnlichkeit die Rede sein. Denn es liegt in der Natur des Abbildes, dass es die Qualitäten des Dinges selbst nur unvollkommen wiedergibt, weil es sonst nicht mehr ein Abbild, sondern eine Verdoppelung des Dinges selbst sein würde. Allerdings lässt hier Plato ganz ausser Betracht, dass eine vollständige Verdoppelung doch nur bei vollständiger Gleichheit auch des Stoffes möglich wäre (Vgl. Susemihl S. 154; Deuschle Übers. S. 117 Anmerk.; Benfey S. 297). Ein Wort wird also überhaupt richtig sein, wenn es auch nicht alle wesentlichen Buchstaben enthält, wofern nur das allgemeine Wesen des bezeichneten Gegenstandes in ihm ausgedrückt ist. Ebenso bleibe eine Rede doch immerhin Rede, wenn sie auch einen mit den Dingen nicht übereinstimmenden Satz enthalte, so lange nur das Eigentümliche des Dinges, von dem die Rede ist, in ihr enthalten sei. Aber auch hier wird in völliger Übereinstimmung mit dem zweiten Teile daran festgehalten, dass eine Benennung besser oder schlechter gebildet ist, je nachdem das Wesen jedes Dinges mehr oder weniger durch die entsprechenden Laute ausgedrückt ist (— 433 C). Noch einmal wiederholt Kratylus übersichtlich die gewonnenen Resultate, nämlich dass die Wörter, um die Dinge richtig zu bezeichnen, auf Stammwörtern beruhen müssen, in denen die Buchstaben durch ihre Ähnlichkeit mit den Dingen deren Wesen kundgeben, und lässt dem Kratylus nur die Wahl, entweder diese Resultate anzunehmen oder sich für das Prinzip der willkürlichen Satzung zu entscheiden.

Kratylus entscheidet sich für das Erste. Dadurch wird der nun folgende Beweis vorbereitet, dass in der Sprache auch Übereinkunft als Element oder Prinzip der Richtigkeit anzuerkennen sei (— 434 B). Als Beispiel dient das Wort *σκληρότης*, das zwei gemäss der erwähnten Lautphysiologie einander widerstrebende Elemente, nämlich ρ und λ (vgl. 426 E. 427 B. 434 C) enthält, die eigentlich einander aufheben müssten. Dazu kommt, dass dasselbe Wort in gleicher Bedeutung bei den Eretriern *σκληρότηρ* heisst. Der Grund also, weshalb gleichwohl jeder, auch Kratylus selbst, versteht, was dieses Wort bedeutet, muss ausserhalb der Naturnotwendigkeit liegen, nämlich, wie Kratylus sagt, in der Gewohnheit (*ἔθος*), die durch Ähnliches und Unähnliches das Wesen der Dinge bezeichnet und die von Socrates der Übereinkunft (*ἁποδοχήκη*) gleichgestellt wird. Diese Ansicht wird unterstützt durch die Betrachtung der Zahlwörter, welche lediglich aus der Übereinkunft hervorgegangen sind, da sie ja im allgemeinen keine Qualitäten bezeichnen, welche sich durch Anähnlichung der Laute an die Zahlbegriffe selbst darstellen liessen. Da nun erwiesen ist, dass die Sprache auch Wörter enthält, welche teils nur durch Übereinkunft entstanden, teils nur durch sie verständlich sind, weil sie in formaler Hinsicht sich nicht durch die naturnotwendige Richtigkeit erklären lassen, so schränkt Socrates das bisher gewonnene Ergebnis der Untersuchung durch den Satz ein: Obgleich man im allgemeinen an dem Prinzip der naturgemässen Ähnlichkeit, also an der naturnotwendigen Richtigkeit der Wörter festhalten muss, so ist doch auch (Steinthal S. 106 E. sagt fälschlich »bloss«) die Übereinkunft als wortbildendes Element anzuerkennen (435 C). Diese Übereinkunft beruht aber nicht auf der Willkür des einzelnen Menschen, da diese schon durch die Allgemeingültigkeit und Verständlichkeit der Sprache ausgeschlossen ist, sondern »ist ein innerlich vollzogener Consens, unter diesem Zeichen das verstehen zu wollen, unter jenem jenes« (Deuschle, Übers. S. 31; vgl. Susemihl 146. 154; Schmidt S. 70; Benfey 301). — Hiermit schliesst der erste Abschnitt des letzten Teiles; im folgenden und letzten Abschnitt erörtert Plato die Frage, in welchem Verhältnis Sprache und Erkenntnis zu einander stehen. Um zu beweisen, dass die Sprache nicht allein in formaler, sondern auch in materialer Beziehung unrichtige Wörter enthält, lässt Socrates von Kratylus nochmals, in Übereinstimmung mit der von ihm selbst gegebenen Definition (vgl. 388 B. 428 E), als Zweck der Wörter die Belehrung durch Kundgebung des Wesens der Dinge hinstellen (435 D). Daraus aber lässt er den Kratylus den falschen Schluss ziehen, dass, da die Belehrung durch die Wörter sowohl zum Lernen als auch zum Suchen und Auffinden der Dinge dient (436 A), mit dem Finden des Wortes auch das Ding, d. h. dessen Erkenntnis gefunden sei (436 D). Socrates macht auf die Gefahr der Täuschung in der Erkenntnis der Dinge mittelst der Etymologie aufmerksam, da ja der Namengeber die Wörter nur nach seiner Vorstellung, die ja immerhin dem Irrtum unterworfen war, gebildet haben kann (436 B). Die Einwände des Kratylus, dass der Namenbildner mit voller Kenntnis der Dinge die Benennungen gebildet habe, dass, wo dies nicht der Fall sei, die Wörter keine eigentlichen Benennungen seien (vgl. S. 16), endlich dass die von Socrates selbst anerkannte innere Übereinstimmung der Benennungen (vgl. 402. C) die richtige Erkenntnis des Namengebers bezeuge, weist Socrates mit folgenden zwei Gründen als nicht stichhaltig zurück: 1) alle Folgerungen, welche aus einem falschen Prinzip hergeleitet sind, sind selbst falsch, wenn auch die einzelnen Schlüsse mit mathematischer Folgerichtigkeit aus einander abgeleitet sind und unter sich übereinstimmen (436 C. D); 2) in den Wörtern lässt sich die behauptete innere Übereinstimmung nicht durchweg nachweisen, da nicht allen das gleiche Prinzip der Bewegung zu Grunde liegt. Im Gegenteil, es lassen sich ebenso leicht Stämme, welche ein Sein und Beharren, als solche, welche Werden und Bewegung ausdrücken, nachweisen, und zwar bei denselben Wörtern; daher entstehe eine grosse Unsicherheit der Ableitung und Grundbedeutung, sodass die Bezeichnungen der schlechtesten Dinge denen der besten ähnlich werden. Dies wird an einigen Beispielen nachgewiesen (— 437 D). Als Resultat dieser Untersuchung ergibt sich also, dass die Sprache nicht allein in formaler, sondern auch in materialer Beziehung unrichtige Wörter enthält. Angenommen jedoch, dass die Namenbildner die Dinge kannten und dieser Erkenntnis gemäss bildeten, so entsteht doch immerhin die schwierige Frage, was für ein Mittel denn die Sprachbildner besässen, um die Dinge kennen zu lernen, da man ja nach Kratylus die Dinge nur durch ihre Benennungen, die doch erst gebildet werden sollen, kennen lernen konnte. Hier müsste not-

wendigerweise das Vorhandensein einer sprachlichen Mitteilung, das erst erklärt werden soll, vorausgesetzt werden. Der Annahme eines göttlichen Ursprunges der Benennungen widerspricht jener Zwiespalt der den Etymologien zu Grunde liegenden, gleichberechtigten Prinzipien des Stillstandes und der Bewegung, welchen man doch unmöglich auf eine Gottheit zurückführen könne. Wiederum wirft Kratylus vergeblich ein, dass viele Wörter wohl gar keine Wörter sind. Socrates weist es unter Zustimmung des Kratylus ab, durch Abzählen der Wörter zu erfahren, welches Prinzip in der Wortbildung überwiege und somit massgebend sei (437 E—438 C). — Es muss also etwas ausserhalb dieses Streites Liegendes geben, aus dem die Erkenntnis der Dinge geschöpft werden kann: das sind offenbar die Dinge selbst in ihrem Wesen und in ihren verwandschaftlichen Beziehungen zu einander. Denn wenn es auch möglich ist, aus den Benennungen eine annähernd richtige Erkenntnis der Dinge zu schöpfen, so ist doch die untrügliche Erkenntnis aus den Objekten selbst der unsicheren und unvollkommenen aus den blossen Abbildern vorzuziehen. Hiermit ist die Ideenlehre angedeutet, die allein das wahre Wesen der Dinge klar und deutlich machen kann. Gleichwohl lehnt Socrates die Beantwortung der Frage, auf welche Weise sich eine Erkenntnis aus den Dingen selbst gewinnen lasse, als über seine und des Kratylus Kräfte gehend ab (439 B). Dass dies jedoch nur eine bescheidene Form ist und dass Plato die Ideenlehre, die ja in allen Teilen des Dialoges vorausgesetzt erscheint, kannte, hat schon Benfey (S. 313) gut bemerkt, indem er auf die Ausdrücke εἶδος (390 A), οὐσία (386 D. 388 B. C. 423 E. 436 E), ἰδέα (389 E. 439 E) und den häufigen Gebrauch von αὐτό (439 D), αὐτό, ὃ ἔστι (390 B) und ἐκείνο, ὃ ἔστι (389 C) hinwies (—439 C; vgl. Susemihl 160. 164). — Gerade die Annahme des heraklitischen Prinzips der Bewegung in der Sprache mache eine Erkenntnis unmöglich; denn 1) ist dieses Prinzip in der Wirklichkeit nicht in so ausgedehnter Weise darin vorhanden, sondern die Sprachbildner haben den Schwindel und die Bewegung ihrer Vorstellung auf die Sprache übertragen; 2) ist bei der Annahme der fortwährenden heraklitischen Bewegung und Veränderung weder ein Erkennen noch Erkenntwerden, weder ein Subjekt noch ein Objekt möglich und denkbar. Dagegen giebt es etwas den Dingen zu Grunde Liegendes, an sich Seiendes, nämlich die Ideen, in deren Wesen es liegt, stets gleichbeschaffen, also unwandelbar und unbeweglich zu sein, wie z. B. das Schöne, das Gute und jedes Seiende an sich, und nur ihre Qualitäten kann man richtig erkennen und benennen. Damit sagt sich Plato von der heraklitischen Auffassung des Kratylus los und stellt der heraklitischen Lehre von der Bewegung seine eigene vom Sein oder die Ideenlehre entgegen (— 440 B). — Obgleich Plato scheinbar nicht entscheiden will, welche von beiden Lehren grössere Berechtigung hat, so verwirft er am Schlusse doch noch einmal mit Ironie die Worterklärungen Heraclits und seiner Anhänger und rät, man solle sich nicht zu ängstlich an die Worte halten. Schliesslich wird eine gründlichere und eingehendere Untersuchung für die Zukunft in Aussicht gestellt (— 440 E).

Dem dargestellten Gange der Entwicklung des Dialogs entspricht folgende Gliederung:

- A. Einleitung: Feststellung der Streitfrage. These des Kratylus: Es giebt nur eine naturnotwendige Richtigkeit der Wörter. Antithese des Hermogenes: Die Richtigkeit der Wörter beruht auf Verabredung und Übereinkunft, Gesetz und Gewohnheit (cap. 1—2).
- B. Erörterung der Streitfrage.
 - I. Nachweis, dass die Wörter eine naturnotwendige Richtigkeit besitzen (cap. 3—37).
 1. Vorbereitender Teil: Allgemeines über Wörter, Wortbildung und Wortbildner (c. 3—10).
 - a. Das Wort als Teil der Rede kann wahr oder falsch sein. — Damit ist der Satz des Protagoras sowie des Euthydemus widerlegt (c. 3—5).
 - b. Es gehört zur Natur der Dinge, nur ihrem Wesen gemäss benannt zu werden (c. 5 E. bis 6).
 - c. Das Wort ist das Werkzeug des Benennens, um objektiv die Dinge zu sondern und zu unterscheiden, subjektiv über ihr Wesen Mitteilung zu machen und zu belehren (c. 7).
 - d. Der Gesetzgeber, der uns den Brauch (das Gesetz) überliefert, ist der Wortbildner, der natürlich die Kunst der Wortbildung versteht (c. 8).

- e. Dieser muss in jedem Worte die allgemeine Idee des dadurch bezeichneten Gegenstandes unter Berücksichtigung seines besonderen Zweckes wiedergeben (c. 9).
- f. Auch die Sprache der Nichtgriechen ist richtig, wofern nur die Wörter nach demselben Prinzip gebildet sind (c. 9 E.).
- g. Der Dialektiker leitet und beurteilt die Thätigkeit und die Erzeugnisse des Wortbildners (c. 10).

2. Ausführender Teil:

A. Etymologische Erklärung der hauptsächlichsten Wortgruppen nach dem Prinzip der Bewegung und gelegentlich auch seines Gegensatzes, der Ruhe (c. 11—33 E.).

- a. Erklärung der von der Sprache der Menschen abweichenden Bezeichnungen der Göttersprache für dieselben Dinge (c. 12. 13), der Doppelnamen, der Gattungsnamen und Theorie derselben — mit Ausschluss der Eigennamen —, der Namen der Götter und Heroen (c. 13—15).
- b. Erklärung der Bezeichnungen für die Begriffe Gott, Mensch (Leib und Seele) und der einzelnen Götternamen (c. 16—24 Anf.).
- c. Erklärung der Bezeichnungen für die Naturelemente Sonne, Mond Erde u. s. w. (c. 24 u. 25).
- d. Erklärung ethischer und metaphysischer Begriffe (c. 26—33).

B. Aufstellung der Stammwörtertheorie und der Lautsymbolik (c. 33—37).

Resultat: Die Wörter thun das Wesen der Dinge nicht durch begriffliche Beschreibung des etymologischen Wertes, sondern durch Nachahmung kund.

II. Nachweis, dass auch Übereinkunft und Gewohnheit bei der Wortbildung mitwirken (c. 38—43 Mitte).

- a. Wie es mehr oder minder gute Gemälde giebt, so auch mehr oder minder gute Wörter, je nachdem das Wesen der Dinge mehr oder weniger durch entsprechende Laute ausgedrückt ist (c. 38—40).
- b. Gleichwohl werden auch minder gut gebildete Wörter von allen verstanden, selbst wenn sie Lautelemente enthalten, die einander widersprechen. Das ist nur durch das Hinzutreten der Übereinkunft zur naturnotwendigen Richtigkeit möglich (c. 41).
- c. Die Sprache enthält auch Wörter, die in materialer Beziehung falsch gebildet sind, da trotz der bei dem Sprachbildner vorausgesetzten Einsicht in das Wesen der Dinge viele Stammwörter sich nach mehreren entgegengesetzten Prinzipien erklären lassen (c. 42).
- d. Wenn die Erkenntnis des Wesens der Dinge aus den Wörtern gewonnen wird, so konnte sie der Sprachbildner nicht besitzen, da er ja die Wörter erst bilden sollte (c. 43 bis p. 438).

C. Schluss: Ein sicheres Wissen von den Dingen lässt sich nicht ausschliesslich aus ihren Namen, sondern nur aus ihrem Wesen, d. h. aus ihren Begriffen gewinnen. Das heraklitische Prinzip der Bewegung macht sowohl ein Subjekt als auch ein Objekt der Erkenntnis unmöglich. — Aussicht auf eine Wiederaufnahme der Untersuchung über denselben Gegenstand (43 E. bis 44).

Die verschiedenen Ansichten der Gelehrten über die Grundideen des Dialogs und seine Polemik sowie über Zweck und Stellung des etymologischen Teils habe ich früher in gegliedert Darstellung vorgeführt (vgl. Programme Brieg, 1893. 1897). Nunmehr bleibt mir nur noch übrig, meine eigene Ansicht, die, wie schon früher erwähnt ist, nichts wesentlich Neues enthalten kann, in folgendem kurz zu erörtern.

Bevor Plato es unternehmen konnte, ein neues System der Erkenntnislehre aufzustellen, musste er sich zuerst mit den Systemen seiner Vorgänger auseinandersetzen. Das waren in ältester Zeit die Kosmologen, welche vermittelst der sinnlichen Wahrnehmung die Aussenwelt zu ergründen suchten; aber sie gelangten weder zu einer allgemeingültigen Erkenntnis noch zu einer einheitlichen Weltanschauung. Sie, besonders die Naturphilosophen, führt Plato auch in

unserem Dialoge nicht ohne Ironie vor (vgl. S. 13 E.). Denn er selbst hielt es für unmöglich, dass man vermittelst der sinnlichen Wahrnehmung reine, ungetrübte Kenntnis von den Dingen gewinnen könne, wie er dies in vielen Dialogen, so auch im Phädo, zeigt. Freilich ganz glaubte auch er der sinnlichen Wahrnehmung nicht entbehren zu können (vgl. Phädo cap. 33, p. 83 A, eine Stelle, die zu wenig beachtet ist). Den Kosmologen folgten die Sophisten. Sie wandten sich der Innenwelt zu und benützten die Vieldeutigkeit der Wörter zu Trug- und Fangschlüssen (vgl. Programm Brieg 1892, S. 16 fg.). Auch in der schwebenden Tagesfrage der Philosophen, ob die Richtigkeit der Wörter auf Naturnotwendigkeit oder Übereinkunft beruhe, spielten sie eine grosse Rolle. Aber auch andere Philosophen hatten bereits angefangen sprachliche Untersuchungen für ihre philosophischen Zwecke und Systeme auszubeuten und die Sprache vermittelst des einseitigsten, lächerlichsten und willkürlichsten Etymologisierens als Mittel und Methode der Erkenntnis zu gebrauchen, indem sie glaubten, dass, wer die Wörter kenne, auch das Wesen der Dinge kenne (vgl. Krat. 435 D). So fand Plato bereits den masslosesten Missbrauch der Etymologie und die äussersten sophistischen Konsequenzen, welche überhaupt aus der Annahme der einseitigen Prinzipien der Naturnotwendigkeit oder Satzung in der Sprachbildung gezogen werden konnten, vor. Aber auch ohne an diese Vorgänger anzuknüpfen, hätte ein so universaler Geist, wie Plato, das wichtige Gebiet der Sprache mit ihrem Januskopf, dessen eine Seite vermöge der sinnenfälligen Laute in die Welt der Sinneserscheinungen schaut, während die andere Seite vermöge des geistigen Inhaltes, des Begriffs oder des inneren Klanges in die Welt des Geistes blickt, wie alle anderen Seinsobjekte einer philosophischen Betrachtung unterziehen müssen, um ihren Wert für die Erkenntnislehre festzustellen und sie in Beziehung zu seiner eigenen Grundanschauung zu setzen. Die vielen Rätsel und grossen Probleme der Sprache, welche ihm dabei entgegentraten, hat er fast sämtlich gestreift, freilich ohne sie lösen zu können. Ob sie wohl jemals werden endgültig gelöst werden? Aber während seine Vorgänger ohne bestimmte Methode etymologisierten, untersuchte er nach einem bestimmten System die hauptsächlichsten Wortgruppen, besonders die der ethischen und metaphysischen Begriffe, an dem Massstab des heraklitischen Prinzips der Bewegung, ob sie, mochte man annehmen, dass ihre Richtigkeit auf Naturnotwendigkeit oder auf Satzung beruhe, eine Kenntnis des Wesens der Dinge zu vermitteln im stande seien. Diesen etymologischen Versuch halte ich mit Schäublin für völlig ernst (vgl. Progr. Brieg 1897 S. 22 fg.); Plato hat das heraklitische Prinzip gewissermassen durchetymologisiert und sein Bestes gegeben, um zu zeigen, dass man die Sprache als Mittel der Erkenntnis zwar nicht ganz verwerfen dürfe, aber aus ihr keine zuverlässige Erkenntnis von dem Wesen der Dinge schöpfen könne. Daher halte ich den etymologischen Teil für den Mittelpunkt der Form und des Inhalts des Dialogs: er räumt das letzte Hindernis aus dem Wege, welches der Begründung der im letzten Teile angedeuteten Ideenlehre im Wege stand. Der erste Teil giebt Definitionen, welche hauptsächlich zur Widerlegung der Sophisten, als deren Vertreter Protagoras und Euthydemus genannt werden, dienen. Gegen sie richtet sich auch Platos Polemik; denn für ihre Lehren war das heraklitische Prinzip das bequemste. Veränderten sich die Dinge fortwährend, so kam ihnen allen eben alles jederzeit zu und so konnte auch jeder alles beliebige von ihnen aussagen. Aber auch gegen alle diejenigen richtete sich seine Polemik, welche die Sprache und die Etymologien für ihre Sonderzwecke missbrauchten. Ihnen, die mit so grosser Sicherheit auftraten, galt auch sein Spott, nicht weniger ihm selbst, da er das Gefühl seiner Ohnmacht, für den Gebrauch seiner sprachlichen Prinzipien die richtigen Grenzen zu finden, lebhaft empfand und das Bewusstsein hatte, dass das Ergebnis seiner Untersuchung oft lächerlich sein müsse. Überdies konnte er um so harmloser und naiver spotten, als er in seinem Haupte schon sein neues System der Erkenntnislehre, die Ideenlehre mit sich herumtrug. — War Plato auch kein Sprachforscher von Fach, so zeigt doch der Dialog, dass er auch auf dem Gebiete der Sprachforschung ein ausgedehntes, tiefgründiges Wissen und eine tiefgehende Einsicht in das Wesen der Sprache besass. Erst nach dem kolossalen Zeitabstande von fast zweitausend Jahren erstanden ihm Epigonen, die seiner würdig waren. So lange es eine Sprachforschung giebt, wird man seiner und seines Kratylus nicht vergessen.

Die Seite 7 versprochene Erörterung über den Nomotheten und andere Untersuchungen nebst Nachträgen kann ich leider nicht mehr hinzufügen, da die Drucklegung des Jahresberichts sich ohnedies durch meine Schuld schon über Gebühr verzögert hat.

Berichtigung:

S. 5 Anm. lies: Zeile 1: mensura, Z. 3: Peipers, Z. 8: ein Ende, Z. 12: jedoch, Z. 13: Massstab.